

Wie ich einmal Gold kaufen wollte

Aus dem wirklichen Leben in der Krise

„Gold?“, fragt die Kundenberaterin bei der Bank unseres Vertrauens mit nur knapp verborgenem Befremden, ganz so, als hätte ich ihr ein unmoralisches Angebot gemacht. „Sie wollen wirklich Gold kaufen?“ Und dann setzt sie mir – mit sachlicher Stimme und beeindruckendem finanztechnischen Vokabular – auseinander, dass dies eine ökonomisch gänzlich unvernünftige Idee sei. Eine Idee, die ich am besten möglichst schnell wieder vergesse. Denn – so der Kern ihrer Argumentation – alle wollten jetzt Gold kaufen, der Preis sei deshalb hoch, das Produkt werfe keinerlei Rendite ab, und wie und wo und mit welchen Verlusten, bitte schön, wollte ich es denn im Ernstfall wieder loswerden? Sie entwirft ein echtes Gold-Horrorzenario. Meine Einwände von wegen drohender Wirtschaftskrise, Sicherheit, Inflationsgefahr pariert die Beraterin mit kühlem Blick. Es sei für mich viel günstiger, wenn ich mein Geld in den bankeigenen Bono-Schätzchen und Happy-Fonds anlegte. Die Flyer mit der Produktinformation habe sie – rein zufällig – grade frisch reinbekommen. Und sie schiebt mir die bunten Papierchen über den blankpolierten Beratertisch. Ich schaue wohl etwas verdutzt, erbitte Bedenkzeit und verlasse leicht verunsichert den bankeigenen Glaspalast. Gekauft habe ich damals nichts, nicht die bankeigenen Bono-Schätzchen und auch nicht das Gold. Leider, muss ich heute sagen.

Das war im Frühjahr. Zwar zeigten sich schon damals feine Risse im globalen Bankennetzwerk, Risse, die mich als vorsichtigen Menschen veranlasst hatten, den Beratungstermin zu vereinbaren. Noch aber hätte ich Fannie Mae wohl für ein Broadway-Musical, Freddie Mac für den Helden eines dubiosen Western und das Kunstprodukt Hypo Real Estate vielleicht für die neueste globale Hotelkette gehalten. In den Wochen, die auf dieses Beratungsgespräch folgen, sind sie und viele andere mir zum festen Begriff

geworden. Als Synonyme für eine Finanzwelt, die dabei ist, sich selbst aufzulösen im Nirwana dreistelliger Milliarden-Schuldbeträge, und dabei vielleicht auch mein eigenes bisschen Geld verbrennt.

Erst als die unvorstellbaren Zahlen mit den vielen Nullen sich – Monate später – in Nachrichten und Schlagzeilen zu häufen beginnen, entschlief ich mich zum Handeln. Die Lage muss alarmierend sein, selbst für Büchermenschen wie mich, wenn schon die Feuilletons prophezeien, dass „das Leben außerhalb der Bibliotheken härter wird“, und das öffentlich-rechtliche TV täglich fragt: „Was wird aus unserem Geld?“ Wieder rufe ich die Bank meines Vertrauens an, nun mit der festen Absicht, auf dem Goldkauf zu bestehen, auf Gold als konservativster aller Geldanlagen, einem schmucklosen Rohprodukt in Stücken, seien es nun Unzen oder Barren. Es dauert Stunden, bis ich durchkomme. Die Auskunft ist ernüchternd, erklärt jedoch manches: Die Bank führt selbst kein Gold. Was den Vertrauensstatus abrupt beendet. Denn davon war im Beratergespräch nie die Rede gewesen.

Neuer Versuch. Anruf bei der ihrer Spießigkeit wegen bisher gemiedenen ortsansässigen Sparkassenfiliale, auf die Gefahr hin, dass man mein Ansinnen auch dort lächelnd zurückweist. Wieder lande ich im Dschungel der Warteschleifen und nicht getätigten Rückrufe, wieder vergehen Stunden, bis ich mein Anliegen vorbringen kann: „Ich will Gold.“ Man verweist mich an die Zentrale, neue Toleranztests in der Warteschleife – dann endlich: Man versteht mich, fragt nach der Investitionssumme, erklärt das Verfahren. Das Gold muss bestellt werden, persönlich, in der Zentrale, zu den üblichen Geschäftszeiten. Mitzubringen sind Bargeld und Personalausweis.

Und so stehe ich am nächsten Morgen – denn: „Morgenstund’ hat Gold im Mund“ – am Schalter der Bank meines verlorenen Vertrauens und

leere mein Konto, leere es bis auf ein paar popelige Rest-Euro. Wie aber transferiert man einen höheren fünfstelligen Betrag auf direktem Weg von Bankschalter zu Bankschalter, durch die belebte, unübersichtliche City einer – immerhin als Hort der Sicherheit geltenden – deutschen Großstadt? Auto und Taxi kommen – aus verkehrsstrategischen Gründen nicht in Frage, die öffentlichen Verkehrsmittel – aus Sicherheitsgründen – ebenso wenig. Also zu Fuß.

So wandere ich denn an diesem goldenen Herbstmorgen mit meinem Tausenderbündel durch die Innenstadt. Auf möglichst übersichtlichen, nicht allzu belebten Straßen, mit einem ganz neuen, wachsamem Blick auf die Umgebung, auf Promenaden und Passanten. Ich passiere den Pavillon des größten heimischen Autoherstellers mit den Flaggschiffen der Premiumklasse, die gerade dabei sind, vom Marktführer zum Ladenhüter zu mutieren; passiere das Polizeipräsidium, Ort verlässlichen Bürgerschutzes. Die Kirchen, Häuser und Paläste stehen noch. Der große Absturz vollzieht sich anderswo, in imaginären Sphären – und ist doch sehr real. Ängste fluten mir Kopf und Herz: Hat auch niemand die Geldübergabe beobachtet? Nein, sie erfolgte diskret in einem rückwärtigen Teil des Kassenraums, bei sehr geringer Kundenfrequenz. Sind diese großen Scheine auch nicht gefälscht? Nein, ich habe extra nachgefragt, und man hat mir versichert, dass sie direkt aus der Notenbank kommen. Ist das Geld auch gut genug verborgen, so dass es mir keiner klauen kann? Ja, es ist unsichtbar, versteckt in einem Brustbeutel unter drei Pullover- und Jackenschichten. – Als ob das eine Prohibitivbande hindern könnte!

Unbehelligt erreiche ich die Sparkassenzentrale, betrete die glasüberdachte Halle, folge den Schildern zum „Edelmetallschalter“ und lande – diskret am Rande platziert – in einem kleinen, abgeschlossenen Warteraum. Er ist dicht besetzt mit Menschen, älteren Paaren, entschlossen dreinblickenden Best Agers und vereinzelt, leicht irritiert wirkenden Twentysomethings – Menschen, wie ich und du, die nur



Swiss Banker, Wikimedia

Der Kleine wiegt tatsächlich 1 Kilo

eines eint: Sie wollen Gold, hier und jetzt. „Goldbarren derzeit nur auf Bestellung“ steht auf einem provisorischen Aushang. Ich reihe mich ein in die Warteschlange. Die Menschen meiden den Blickkontakt, so als sei es ihnen irgendwie peinlich, ertappt zu werden in ihrer hilflosen Sorge ums Ersparte. Eine ältere Frau kommt herein. „Gibt’s hier das Gold?“, fragt sie ganz naiv, merkt zu spät, dass das angesichts der Lage die falsche Frage war, und verstummt. Immerhin, die Situation ist nicht so schlimm wie die in meinen inneren Bildern, wo die Menschenmassen die Bankschalter stürmen wie auf den Fotos aus der Weltwirtschaftskrise von 1929. Doch wer weiß? Sind das hier nicht die Vorboten ihrer Neuauflage?

Die Blicke der Wartenden saugen sich fest an den Goldpreislisten, die im Zehnminutentakt ausgewechselt werden. Ankaufpreise – Verkaufspreise – Preise für Unzen, Barren, Münzen. Alles unklar und verwirrend, klar ist nur eines: Die Preise steigen. Es geht langsam voran, sehr langsam. Die Warteschlange bewegt sich träge, ganz so, wie in Jandls Arzt-Gedicht „Fünfter sein“: „Türe auf, einer raus, einer rein, Vierter sein ...“ Unter dem Glasdach staut sich die Hitze.

Nach gefühlten 90 Minuten bin ich endlich dran. Ich betrete die Schatzkammer durch eine mit Panzerglas gesicherte Tür. Ein bewaffneter Schutzmann steht bereit. Am Schalter, ebenfalls hinter Panzerglas, eine sehr energische Frau mit deutschem Namen und osteuropäischem Akzent.

„Ich will Gold, in Barren zu 250 Gramm.“ „Hab ich leider nicht mehr. Nur noch ein paar kleine Münzen, Krügerand... Vielleicht nächste Woche, am Montag wieder. Je nachdem, ob und was der Großhandel liefert. Der Markt ist leer.“ „Aber mein Mann hat sich erst gestern telefonisch bei Ihnen erkundigt.“ „Ja gestern!“ antwortet die Bankfrau lächelnd, als spräche ich von der Eiszeit. „Aber wieso? Das Schild draußen: ‚Gold auf Bestellung?‘“ Ich fühle mich hilflos in diesem fremden Finanzmilieu, hilflos und handlungsunfähig. Die Bankfrau aber bleibt Herrin der Lage: „Ich kann Ihre Bestellung heute nicht annehmen. Kommen Sie nächste Woche wieder.“ Da kommt mir ein eigentlich sehr nahe liegender Gedanke. Schließlich ist das hier nicht die einzige Bank in der Stadt. Auf Nachfrage nennt die Bankfrau, leicht widerstrebend, Namen der Konkurrenz.

Und wieder stehe ich auf der Straße mit den Tausendern, die ich so gern los wäre, im Tausch gegen den archaischen Rohstoff, Gold. Wo ums Himmels willen sind diese anderen Bankhäuser, die ich – aus Überzeugung – noch nie betreten habe? Wann haben sie geöffnet und wie erfahre ich, ob sie Gold vorrätig haben? Wo gibt’s hier ein Telefonbuch? Wo in der telefonzellenfreien City einer deutschen Großstadt findet man ein Telefonbuch? Postfiliale? Fehlanzeige. Umgebaut zum Postbank-Center. Telekom-Shop? Leider nein; alles elektronisch. Also das Handy. Die dort eingespeisten Nummern der Telefonauskunft erweisen sich als nicht mehr aktuell: „Kein Anschluss unter dieser Nummer.“ Der Brustbeutel auf meiner Haut, dort „zwischen Seel’ und Hemd“, wie Heine das intime Terrain umschreibt, wird mehr und mehr zum Fremdkörper. Es juckt und kratzt.

Endlich erreiche ich die Auskunft, notiere die Nummern der potentiellen Goldhäuser. Zunächst einmal die edle Privatbank. Sie sollte doch besitzen, was ich so dringlich suche. Eine durch und durch seriöse Männerstimme meldet sich. Auskunftsbereit, mit besorgter Stimme, reagiert man auf meine Frage. Doch die Antwort ist ernüchternd: Nein, leider, Gold habe man gar

keines vorrätig. Alles ausverkauft. Nur noch zwei kleine Krügerand, von Privatkunden eben frisch reingekommen, Sie verstehen. Sonst leider gar nichts, auch nicht in Aussicht. Der Markt ist leer. Leider.

Dann also weiter, zur Sparkassen-Konkurrenz, auch wenn die möglicherweise durch ihre Verbandelung mit der Landesbank nicht mehr der sichere Hort ist, als den ich sie mir wünsche. Eine neue Glashalle; alles sehr transparent, zumindest architektonisch. Ein weiterer Edelmetallschalter, diesmal weniger diskret placiert und wenn, dann diskreter bewacht, ein weiteres Mal die prekäre Frage: „Haben Sie Gold?“ Pause. Ich bin schweißgebadet. Was wird mir diese Bankfrau entgegen? Wird auch sie mich weiter verweisen, an andere Banken, auf spätere Zeitpunkte, auf den Sankt Nimmerleinstag? Sie greift zum Telefonhörer, fragt nach in den unsichtbaren Tiefen des Hauses, Orten mit weniger optischer Transparenz, notiert Daten und Zahlen, schiebt mir den Zettel unter der Trennscheibe zu. Der dort fixierte Unzenpreis ist um einiges höher als der auf meiner Liste. Und die ist noch keine Stunde alt. Bin ich auf dem Basar gelandet? Muss ich hier, in einem seriösen deutschen Geldinstitut, etwa feilschen wie auf dem Goldmarkt in Kalkutta? Denn die indische Hochzeitssaison zwischen Oktober und Weihnachten, so habe ich gelesen, sei ja letztlich schuld daran, dass die Reserven gerade jetzt so überaus knapp sind, und also auch schuld daran, dass ich beim Goldkauf in solche Schwierigkeiten gerate.

„Haben Sie das Geld dabei?“, unterbricht die Bankfrau meine Gedankenflüge und nimmt die Bestellung auf. Ich greife zwischen meine Brüste, ziehe den Beutel heraus und blättere die druckfrischen Scheine vor sie hin – endlich. Personalausweis, Quittung, Unterschrift. Und der Abholtermin? In vier Wochen? „Fünf Minuten. Sie können das Gold gleich mitnehmen.“

Beschwert mit blanken Goldbarren und doch sehr erleichtert, verlasse ich die Halle, bin endlich draußen. Fallen dürfen die Preise aber jetzt nicht!

Edda Ziegler